



Jürgen Wertheimer

K. Wie Kafka

Es gibt viele Wege zu Kafka. Philosophische, philologische und leider auch sehr viele theologische. Die Texte Kafkas haben im Lauf der Jahre eine Flut gelehrter und abstrakter Höhenflüge erfahren und über sich ergehen lassen müssen – es ist an der Zeit, sie wieder auf die Erde zurückzuholen. Und ihnen wieder Leben einzuhauchen.

Kafka, ausnahmsweise einmal nicht tragisch umflort und als Gegenstand tiefgründiger Exegese, sondern eher lebensstüchtig, ja lebenssüchtig? Ich weiß, ein schrecklicher, auch schrecklich unvertrauter Gedanke. Schließlich hat man ihn uns Jahrzehnte hindurch als Ikone jüdischer Leidenserfahrung, als nachgerade sakrale, unberührbare moralische Instanz verkauft und dabei den anderen, sehr viel interessanteren, ungleich lebensnäheren, bisweilen hinreißend übermütigen und schweijkartig listigen Prager Franze Kafky unterschlagen.

Hunderte seiner witzigen Karikaturen wurden dabei ebenso stiefmütterlich behandelt wie ungezählte Anekdoten, die bezeugen, dass Kafka alles andere als ein melancholisch verdüsterter Einzelgänger war, sondern ein ausgesprochen umtriebiger und ausgefuchster Kumpan, der wahrlich sein Spiel zu spielen wusste. Und dem es lachend gelang, gesellschaftliche Konventionen mühelos zu sprengen. Vielleicht hat es ja nicht nur ideologische Gründe, dass er allen dogmatisch organisierten Systemen immer ein Dorn im Auge war – sondern auch solche, die mit seiner naturgegebenen, schlemihlartigen Fähigkeit der genuinen Subversion zu tun hatten?

Wer erinnerte sich hier nicht an seine legendären Leseabende, in denen seine von der Nachwelt als bedeutungsschwer und tieftragisch umflorten Texte wie *Die Verwandlung* oder *Der Prozeß* johlend vor Gelächter vorgetragen wurden. Zu Recht, denn was kann mehr zum bösen Lachen reizen als die akribische Darstellung von Pechvögeln, die die größten und unverschämtesten Zumutungen seitens der Umwelt, ja selbst die Verwandlung in ein Insekt als mehr oder weniger normal hinnehmen und das Spiel der anderen bis zum eigenen Tod mitspielen ohne auch nur einmal ernsthaft aufzubegehren. Was kann mehr zum – ansteckenden – Lachen verleiten als unsere Alltagsdevotionalität und Unterwürfigkeit, mit der auch wir uns lächerlichsten Abläufen und Strukturen unterziehen? Ehrungen, öffentlichen Ritualen, feierlichen Gelöbnissen etc. Franz Kafka beschreibt in einem Brief an Felice vom 8./9. Januar 1913 minutiös die körperinternen und externen Vorgänge, die ein ununterdrückbares und unfehlbares Gelächter im sozialen Kontext anzurichten vermag. Es beginnt mit der Rede im Rahmen einer Ehrung durch den Präsidenten der Firma, für die Kafka tätig war. Die Fülle der feierlich-überhöhten Posen, der pathetischen Phrasen und Gesten, die diesen Akt begleiten, löst in Kafka einen immer stärker werdenden Lachreiz aus, der alle Schranken der Kontrolle durchbricht:

»Zuerst lachte ich nur zu den kleinen, hie und da eingestreuten zarten Späßchen des Präsidenten ... als er aber jetzt mit schwingenden Handbewegungen etwas Läppisches daherredete, wurde es mir zuviel ... und ich stimmte ein so lautes, rücksichtsloses Lachen an, wie es vielleicht in dieser Herzlichkeit nur

Volksschülern in ihren Schulbänken gegeben ist ... Mit der rechten Hand meine Brust schlagend, zum Teil im Bewußtsein meiner Sünde, zum Teil, um das viele verhaltene Lachen herauszutreiben ... unbesiegt, mit großem Lachen, stolperte ich als erster aus dem Saal. «

Mit großem Lachen, unbesiegt, letztlich als Sieger »stolpert« Kafka auch durch sein Leben. Kein Prophet, keine Cassandra, kein Religionsstifter, keine Lehre, keine Schule – aber dennoch weltweit omnipräsent. Kein Vorbild – aber doch auf verblüffende Art inspirierend und für Millionen ermutigend. Auch wenn er nie lehren wollte, kann man doch eine ganze Menge von ihm lernen. Ganz ohne ethisches Gehabe oder moralinsauren Anspruch. Learning by reading – warum eigentlich nicht? Stets finden seine Protagonisten einen besonderen Dreh mit den Herausforderungen umzugehen – nicht immer erfolgreich, zugegeben. Aber man kann schließlich auch aus den Fehlern anderer lernen. Ob als Tramp, Paria, Clown oder Trickser – Kafkas »Strichmännchen« haben es als Dummies für das wirkliche Leben in sich und stecken voller überraschender Lösungsvorschläge. Deshalb lässt sich menschliches Fehl-Verhalten durch den Brennspeigel der Texte Kafkas besser erkennen als mit jedem Lebenshilfe-Buch. Deshalb hier jetzt im Folgenden auch kein Ratgeber im üblichen, ohnehin recht fragwürdigen Sinn. Eher eine ironische Variante desselben: Basisszenen menschlichen Verhaltens und Fehlverhaltens, gespiegelt in den modellhaften Signaturen kleiner Texte Kafkas – eine Art witziger Grammatik des Lesens und Lebens ... Keine Angst: Kafka bleibt dabei nicht auf der Strecke – im Gegenteil, man lernt ihn und vielleicht auch sich, auf diesem etwas schrägen Umweg ein Stück weit neu kennen.

Heiratsgeschichten aber auch und Strategien der Ehevermeidung spielen in diesem hintergründigen Lebensbrevier ebenso eine Rolle wie jede Form von familiären Verstrickungen und Ablösungsversuchen. Auch wer den Rauswurf als Chance, Grenzen und Abgrenzungen nicht nur als Behinderung, sondern auch als Strategie des sich Durchsetzens kennen lernen möchte, tut gut daran, bei Kafka nachzuschlagen. Überhaupt und ganz generell kann man von Kafka – ex negativo erfahren, wie man es anstellt, sich weder von organisatorischen noch von dogmatischen Monstern auffressen zu lassen: Der schwere Klotz der »Schuld« – bei ihm wird als Motiv zum running-gag und man erkennt entlastet: Zwischen Schuld und Sühne gibt es keinerlei objektivierbaren Bezug. Wer Lust hat zu leiden, soll es ruhig tun: besonders wenn er geschickt und effektiv damit operiert, kann es ihm sogar zum Vorteil gereichen. Und selbst Schwäche kann, richtig eingesetzt, zur scharfen Waffe im Kampf gegen die Dummheit kraftvoller Patriarchen werden. Und schließlich ist jeder, der sich für die Kunst der Verwandlung, das Spielen mit Metamorphosen und Techniken der Mimikry interessiert, bei Kafka gut aufgehoben. Kurz, wer dem größten Mysterium unserer besten aller möglichen Welten näher kommen möchte, und z.B. Antworten auf die Frage will, wie es sein kann, dass man stets das Richtige tut und am Ende auf der Strecke bleibt bzw. umgekehrt, dass man stets auf den Falschen setzt und dennoch prosperiert: Ihm sei Kafka-Lektüre geraten. Vergesst Ratgeber und Coaches, Mediatoren und das Heer der therapierenden Dilettanten – Lest! Beispiele für die »Methode Kafka« gefällig?

Sie fühlen sich bedroht? Unsicher? Die Welt um Sie her zeigt sich als unberechenbar, zudringlich? Lassen Sie sich nicht weiter in die Defensive drängen – schlagen Sie zurück. Nein, natürlich nicht mit Gewalt. Freilich auch nicht durch offensive Zuwendung, etwa durch den Versuch der Kontaktaufnahme und Ähnliches – beide Arten der Maßnahmen sind zum Scheitern verurteilt.

Als umso überzeugender erweist sich auch hier die Methode Kafka, der es versteht, westliches Dominanzgebaren mit geradezu fernöstlicher Flexibilität zu vereinen. Weder Abwehr noch Preisgabe kommen für ihn in Frage. Vielmehr eine Art der Reaktion, die man annäherungsweise mit dem Paradoxon einer durchlässigen Blockade beschreiben könnte: Ziehen Sie eine Grenze – aber eine Grenze der besonderen Art!

Aus dem Nachlass Kafkas ist eine kleine Geschichte überliefert, die das Paradox der Grenzziehung präziser und sinnfälliger vergegenwärtigt als viele Theorien darüber. Die Erzählung über den »Bau der chinesischen Mauer« beinhaltet auf die dem Verfasser eigene, knapp-distanzierte Weise alles, was zum Thema Sinn und Unsinn, Logik und Absurdität des Phänomens »Grenze« zu sagen ist.

Was da noch immer als architektonische und organisatorische Meisterleistung bis in unsere Tage bestaunt und verklärt wird, die große chinesische Mauer, stellt sich aus der Sicht des historischen Baumeisters bei Kafka als Monument methodischen Wahns und dysfunktionaler Vermessenheit dar. Hunderte, tausende hochqualifizierter Techniker waren über Jahrzehnte hinweg mit größter Ernsthaftigkeit an der Organisation und Umsetzung dieses Dokuments einer in Stein gefassten Sinn- und Wirkungslosigkeit beteiligt: Ein aus Teilabschnitten mit großen Lücken langsam wachsendes und schon im Bau teilweise wieder zerfallendes Gebilde, das in eine »öde«, menschenleere Gegend gestellt, nichts voneinander trennt und auch gegen nichts schützt: *»Gegen wen sollte die große Mauer schützen? Gegen die Nordvölker? Ich stamme aus dem südöstlichen China. Kein Nordvolk kann uns dort bedrohen.«*

Vor Ort keine erkennbaren Feinde, tausende von Kilometern entfernt ein ebenso unsichtbarer wie unerreicher Kaiser. Gäbe es diese absurde, lückenhafte, durchlässig-beherrlich auftrumpfende Grenzmauer nicht, es gäbe kein Reich, keinen strukturierten Herrschaftsbezirk. Eine großartige Idee, die auch Ihnen jede Menge Möglichkeiten eröffnet, Ihrem Dasein Sinn und Form zu geben.

Die symbolische Behauptung und Repräsentation der Grenze **schafft** ganz offenbar Räume; Räume und Gefühle der Verbundenheit: Vom Gefühl der »Einheit« ist immer wieder die Rede. Kafkas Text macht klar: Die Mauer am äußersten Rand des Imperiums schafft ein System, das es bis dahin noch gar nicht gab. Das beliebige Gebilde reduziert das Gefühl von Beliebigkeit. Die Abgrenzung nach außen wird zum Medium der Verschmelzung nach innen.

In einer Zeit, in der die Mauern und Zäune nur so aus dem Boden sprießen, ein nicht ganz uninteressanter Blick auf das uns vorübergehend fremd gewordene Phänomen der Grenze. Wir durchbrechen sie gelegentlich, bauen sie auf, passieren sie ordnungsgemäß, besetzen oder überspringen sie.

Gelegentlich erkennen wir: Mauern, Grenzen können uns Halt geben. Sie reduzieren unübersichtliche Situationen und schaffen Eindeutigkeit. Man kann sich hinter die Mauer zurückziehen und sich sicher fühlen. Zugleich jedoch lösen sie den Wunsch aus, sie zu überwinden.

Doch am Interessantesten ist die Tatsache, dass das Prinzip der Mauer selbst dann funktioniert, wenn ihre Funktion außer Kraft gesetzt scheint: Lücken, marode Teile, Unfertiges machen aus einem Bau, der als Bollwerk der Abschottung gedacht war, ein löchriges, semipermeables Etwas. Das dennoch –

so Kafkas geniale Wendung – wirkt, als ob es vollständig intakt wäre. Denn es sind nicht Mauerwerk noch Stacheldraht, noch Schussanlage, die Trennung garantieren, sondern – imaginäre Kräfte? Ein emotionales Fluidum? Wir wissen es nicht. Kafka aber vermittelt eine vollständig neue Sichtweise auf das Phänomen der Grenze: die Grenze ist nicht vorhanden, um das Reich zu schützen, sondern um es zu definieren. Weil es sie gibt, existiert das Imperium, nicht umgekehrt. Die Mauer schafft nicht nur den Innenraum der Macht, sondern sie entscheidet auch über das gegnerische Umfeld. Die Mauer benötigt nicht das Vorhandensein von Feinden – ihre bloße Existenz, ihr schieres Vorhandensein garantiert eine feindlich gesonnene Umgebung. Und mobilisiert umgekehrt eine Steigerung der inneren Verbundenheit.

Insofern markiert die Grenzmauer den äußeren Rand einer Machtsphäre und ist zugleich deren mentales Zentrum.

Also nur zu! Wann immer Sie sich in einer krisenhaften Situation befinden oder sich in ihr zu befinden glauben: greifen Sie unbesorgt zum Instrument des Mauerbaus. Es sichert Aufmerksamkeit. Innenbindung. Frontstellung nach außen – wie immer fragmentarisch oder lückenhaft der Bau dann tatsächlich ist. Ein paar Kilo Zement, einige Steine, ein Stück Maschendraht sollten genügen – es geht allein darum, die Grenze, eine Linie zu markieren. Der Rest ergibt sich von alleine. Das starke Gefühl zusammen zu gehören. Das Erwaschen einer starken Identifikationsbereitschaft diesseits, das der entschlossenen Blockade jenseits. Verfolgen Sie diese Strategie zur Sicherung der eigenen Identität durch systematische Ausgrenzung des vermuteten Fremden, gewinnen Sie nicht nur neue innere Stabilität, sondern auch rapide an Autonomie. Bald werden Sie überhaupt keine Umwelt mehr benötigen – das bisschen Realität, das Sie brauchen, entwickeln Sie wie der Bewohner des »Baus« in einer anderen Kafka-Geschichte selbst: hier ein Rascheln, dort ein Knistern – das könnte er sein, der imaginäre Feind, gegen den ich mich rasch abschotten muss. Mein Reich – es wird mit jedem Sack Zement größer, nicht kleiner. Wenn es Ihnen in ihrer Enklave langweilig werden sollte – einfach das Ohr an die Wand gedrückt – dann hört man das Wispern der Feinde.

Deshalb noch einmal in verdichteter Form:

- 1) Errichten Sie den Zaun (wahlweise die Mauer) dort, wo sie niemand erwartet und von wo keinerlei Gefahr droht.
- 2) Begnügen Sie sich mit ein paar Holzstöckchen, ein bisschen Stacheldraht, ein paar Eimern Zement.
- 3) Aber hüten Sie diese Grenze mit dem großem Eifer und eiserner Strenge.

Sie werden sehen, der kleine Aufwand ist der Mühe wert. Sie fühlen sich seither bedroht und sicher zugleich. Ihr ganzes Lebensgefühl wird intensiver, inhaltsreicher.

Lassen Sie uns zu einem zweiten Thema kommen, das jeder instinktiv mit dem Namen Kafkas verbindet, dem unerschöpflichen Thema Väter und Söhne.

Sie haben ein Problem mit Ihrem Vater? Oder sie sind - in ihrer Rolle als Vater - das Problem. Zu laut. Zu dominant. Zu wuchtig und massiv in seiner ganzen Art? Ein Mensch, der auf seine klotzige Art über alle und jeden verfügen zu können glaubt!

Nur allzu verständlich, dass sie damit ein Problem haben, denn es ist ja immerhin Ihr Vater. Sie sind seine gelungene oder missratene Kopie, sein verkleinertes Abbild, befremdend ähnlich und irritierend anders zugleich. Zu alledem ist er häufig auch noch mit Ihrer Mutter liiert. Aber wir leben in einer bürgerlich-zivilrechtlichen Gesellschaft und Mord als Mittel der Wahl scheidet weitgehend aus.

Obwohl der klassische Vatermord als Entlastungsstrategie noch immer eine beachtliche Rolle spielt. In den USA soll es sich bei fast 2/3 aller Morde, die von männlichen Jugendlichen unter 20 Jahren begangen werden, um Söhne handeln, die den Mann ihrer Mutter töten. Jüngst hat Tilman Jens, leidgeprüfter Sohn eines großen und bedeutenden Vaters, dankenswerterweise ein beredtes Plädoyer wider einen häufigen »Generalverdacht«, eben den des »Vatermords«, vorgelegt. Meist, so der gebeutelte Sohn, erweise sich der gemeine Verdacht bei näherem Hinsehen als plumper Mangel an Einfühlungskompetenz. So zum Beispiel im Fall Philippe Halsmans. Der wurde als junger Mann wegen Vatermordes verurteilt. Er soll seinen Vater beim Bergsteigen in einen Abgrund gestürzt und brutal gesteinigt haben. Als aus Halsmann Jahrzehnte später Halsman und einer der berühmtesten Fotografen der Geschichte geworden war, macht er eine in einem »Jump Book« gesammelte Serie von Prominentenfotos, auf denen diese - zum Beispiel *Herzog und Herzogin von Windsor* - in die Luft springen. Die Widmung des Buches lautet: »To my subjects who defied gravity«. Von Mord kann also in keiner Weise die Rede sein, eher von einer gestalterischen Arabeske. Der Fall Halsman, dem es erfolgreich gelang, den Schatten des eigenen Vaters wie auch den Verdacht des Vatermordes erfolgreich abzustreifen und zu einem gefeierten Star zu werden, zeigt: alles ist eine Frage der Wahrnehmung und der Methode.

Zugegeben, das Bild des omnipotenten Vaters hat im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte etwas an Strahlkraft eingebüßt. Der klassische Familientyrann scheint in der Tat allenfalls noch in schwarz-weiß Filmen aus den späten 60ern vorzukommen und dort sein Unwesen zu treiben. Faktisch freilich ist das Thema männlicher Alphas und damit das problematische Verhältnis zu ihrer Brut noch immer virulent, schließlich kämpft die angeschlagene Spezies um ihr schieres Überleben und tritt deshalb besonders massiv auf. Von den Vorstandsetagen der Konzerne bis in die Niederungen der Politik. Männer, die sagen, wo es langgeht, Männer mit limitierter Wahrnehmung und dominanten Gesten und Worten erfreuen sich sogar einer gewissen postfeministischen Bewunderung breiter Schichten. Es handelt sich also durchaus um ein nach wie vor ernstes Anliegen, zu dessen Bewältigung professioneller Beistand not tut. Denn wer es unternimmt, sich diesem Dominanzgetümel entgegen zu stellen und zum Gegenangriff zu blasen, riskiert eine ganze Menge. Im Großen wie im Kleinen.

Nehmen wir ein banales Beispiel: Ihr Vater droht Ihnen den Geldhahn zuzudrehen, weil er mit ihrem Lebensstil, aus welchen Gründen auch immer nicht einverstanden ist - Frauengeschichten, eigenwillige Hobbies, Berufsvorstellungen, Arbeitsscheu zum Beispiel. Im Normalfall verlegt man sich in einer solchen Situation auf entwürdigende Bittstellerei, Gebettel oder scheinheilige Schmeichelei. Manche versuchen die Instanz des Vaters zu umgehen, schlimmstenfalls kommt es zu fragwürdigen Erpressungsversuchen oder wüsten Beschimpfungen, in den meisten Fällen ohne nennenswerten Erfolg. Später macht man sich über den Alten und seine Ansichten lustig, macht ihn klein oder versucht ihn

aus Rache zu demütigen. Das Zerwürfnis wird immer größer. Man kennt die Fälle, wo erst im Moment des Hinscheidens des einen oder des anderen Parts nach langer Zeit zum ersten Mal wieder so etwas wie Dialog – wenngleich relativ einseitig – stattfindet. Alles ganz und gar alltägliche, wenngleich nicht sonderlich erfolgreiche Maßnahmen, um aus der Misere herauszukommen.

Anders Kafka. Gewiss, auch er hadert mit seinem Vater und geht massiv mit ihm ins Gericht. Mit guten Gründen, man weiß es, man glaubt es zu wissen. Schließlich wurde er von seinem Vater nach allen Regeln der Kunst gedemütigt, malträtiert, gnadenlos dominiert.

Wurde er das wirklich? Und wie ging er damit um? Nun, manchmal sagt ein Bild ja wirklich mehr als viele Worte und eine Skizze von Kafka tut genau dies. Auf der einen Seite der gewaltige Umriss geballter väterlicher Macht mit rollenden Augen und wuchtig geballten Fäusten. Daneben ein kleiner alterer und etwas blasierter Winzling, der das Hochgefühl seiner körperlichen Unterlegenheit genießerisch auskostet. Die faktischen Größenverhältnisse waren übrigens genau umgekehrt. Kafkas kleiner, etwas gedrungenere Vater erreichte gerade einmal einen Meter und fünfundsechzig Zentimeter.

Nur so als Anmutung für Sie



Für die Methode Kafka jedenfalls lohnt es sich ins gestalterische Detail zu gehen. Denn das Ganze sieht aus wie eine listige Parodie auf Schillers pathostönendes »es ist der Geist, der sich den Körper baut«: wenn hier ein hochmütig zergrübelter David den massigen Goliath förmlich an sich abtropfen lässt und ihm die kühle, wenngleich schmale Schulter zeigt. Der zeichnerisch aufgeblasene Riese wird nur mehr als ohnmächtige Hintergrundfigur, als Folie gebraucht, um den großen Auftritt des kleinen Mannes umso gekonnter in Szene setzen zu können.

Im nie abgeschickten aber literarisch extrem bedeutsamen »Brief an den Vater« wird aufs Perfekteste durchgespielt, wie man die Vaterklippe auch verbal elegant nimmt. Erst die Klage, die Anklage, nach dem Motto: Du bist an allem Schuld, hast mir die Wege, meine Wege verbaut. Nicht mit Gewalt, nicht immer mit Gewalt, jedenfalls. Durch Dein bloßes Da-Sein, So-Sein hast Du mich genauso geformt wie ich nun geworden bin: schwächlich, unberechenbar, labil, etwas boshaft, auf tückische Art respektfrei.

Die Verteidigung wird peu à peu zur Anklage, schlimmer, zur gnadenlos-höflichen Analyse. Die bis dahin dominante Instanz des Vaters landet als »Fall« auf der literarischen Couch des nun seinerseits immer dominanter werdenden jungen Mannes. Die Bühne des Briefs, die Bühne der Texte wird für den Alten zum Tribunal. Schreibend entmachtet der Sohn mit geradezu spielerischer Leichtigkeit den Vater: denn der Erzähler bestimmt die Wahrnehmung, er lenkt den Blick der Außenstehenden und gestaltet und verwaltet die stumme Instanz des Patriarchen fast nach Belieben und in allen Tonarten: bald anklagend, dann wieder verständnisvoll, provokant, schroff, ironisch ...

Eine erstaunlich einfache Strategie, um übermächtig erscheinende, anscheinend unumstößliche Instanzen zu attackieren und durch scheinbare Zuwendung aus dem Lot zu bringen. Unterwerfung als verdeckte Angriffsstrategie – kein uninteressanter Weg! Selbstverkleinerung und Infantilisierung, Unterwerfung Untergrabung – bis der Koloss strauchelt – Ödipus, soviel ist sicher, ging den völlig falschen Weg und erregt zu Recht noch immer Abscheu. Ungleich effektvoller scheint es zu sein, das Bild des Vaters in den Augen der Welt so gigantisch zu vergrößern, dass man davor Angst bekommt – oder darüber lachen muss. Was hätten die Söhne von Johann Sebastian Bach nicht alles erreichen können, wenn sie nicht ausgerechnet auf die idiotische Idee gekommen wären, sich mit ihrem Vater auf seinem Gebiet messen, ja, ihn überbieten zu wollen. Hundert mal besser wäre die Strategie gewesen, ihn gedanklich und emotional so gekonnt zu unterbieten, dass jeder Versuch, sich mit ihm zu messen, als geradezu lächerlich gewirkt hätte.

Bei aller Fragmentarik geben die hier kurz anskizzierten Momente doch insgesamt ein Bild, das die Methode Kafka so sehr illustriert, dass wir am Ende eine Reihe von Verhaltensmomenten für den allgemeinen Verkehr zwischen Vätern und Söhnen ableiten können.

Goldene Regel 1 : Vermeiden Sie es auf alle Fälle, sich auf das Terrain des Gegners, also des Vaters zu begeben.

Regel 2 : Weigern Sie sich, sich auf die Suche nach Ähnlichkeiten etc. auch nur ansatzweise einzulassen.

Regel 3 : Vermeiden Sie jede Art von Imponiergehabe, sondern machen Sie sich gezielt noch etwas kleiner, als er Sie gemacht hat oder zu machen versuchte.

Regel 4 : Seien Sie Verlierer und sein Opfer – freilich immer nur vor Zeugen oder größerem Publikum.

Regel 5 : Hinterlassen Sie ein Memorandum oder drohen Sie damit. Geben Sie nichts aus der Hand, aber erwecken Sie den Eindruck, Sie könnten es. Auch wenn Sie keine Leichen in seinem Keller finden

(was relativ unwahrscheinlich ist), bleiben Sie bei Ihrer Linie, gemäß Kafka: Die Anklage sucht sich die Schuld, die Schuld die Strafe.

Regel 6 : Halten Sie immer Sicherheitsabstand: Vertraulichkeiten, das Gefühl der Kameradschaftlichkeit hat zwischen Vater und Sohn keinen Ort.

Regel 7 : Versuchen Sie ihn nach seinem symbolischen (Freud) oder faktischen Tod nach allen Regeln der Kunst auszuschlachten: Entdecken Sie die Abgründe, die er nicht hatte, formen Sie aus der Asche seiner verbrannten Begabung ein wenig kreativen Rohstoff für Ihr eigenes Leben. Sie werden sehen: Es lohnt sich.

Warum Kafka auch noch heute weltweit gelesen, verstanden und geliebt werden kann – und kein Körnchen Bildungsstaub an ihm hängen geblieben zu sein scheint? Nun er hat immer nur aus dem Moment und für den Moment geschrieben. In einer Nacht hat sich dann so ein Text auskristallisiert und vollendet. Danach konnte mit ihm geschehen was wollte, ganz gleich, ob man ihn verbannt oder verbrannt hätte. Es gibt keinen zweiten Autor von Weltrang, der sich so wenig um das Schicksal seiner Texte gekümmert hätte. Und der vielleicht genau deshalb unsterblich wurde. Kafkaesk heißt für mich nicht surreal oder absurd, sondern auf erhellende Art paradox und gegenwärtig. Wie sagte sein Nachfahre Paul Celan zutreffend: Krumm war der Weg, den ich ging, krumm war er, ja, denn, ja, er war gerade. ...

Man wird widersprechen. Man wird einwenden, Wesentliches wäre vergessen worden. Und man hat Recht. Man wird darauf verweisen, dass, nur um einen Kafka ohne ›Gesetz‹ durchzusetzen, selbst auf das wichtige Kapitel 9 der »Prozeß«, Im Dom, verzichtet wurde. Und hat damit Unrecht. Nicht nur, weil zunächst diese Lücke sogleich geschlossen werden soll, sondern weil rasch klar werden wird, dass auch hier nur von Institution die Rede ist. Nicht von Gesetz. Magisch die düstere Aura, bedrohlich die Größe – umso pragmatischer, banaler die Situation. Auch im Gotteshaus herrscht ausschließlich Menschen-Gesetz.

»Du bist Joseph K.«, sagt der Geistliche, und der da spricht, ist keine Stimme von oben, sondern schlicht – der verbeamtete Gefängniskaplan. Systemrädchen mit Heiligenschein. Sonst nichts. Entsprechend unbeeindruckt K.s Reaktion: »Du bist der, den ich suche«, sagte der Geistliche. »Ich bin der Gefängniskaplan.« – »Ach so«, sagte K. Und schließlich folgt jene Geschichte, die bei Shakespeare ›Sein oder Nicht-Sein‹, bei Lessing ›Ringparabel‹ heißt und in einer Szene das Denkmodell Kafka zu umreißen scheint: die »Türhüter-Parabel«.

Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Mann vom Lande und bittet um Eintritt in das Gesetz. Aber der Türhüter sagt, dass er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne. Der Mann überlegt und fragt dann, ob er also später werde eintreten dürfen. »Es ist möglich«, sagt der Türhüter, »jetzt aber nicht«. Da das Tor zum Gesetz offen steht wie immer und der Türhüter beiseite tritt, bückt sich der Mann, um durch das Tor in das Innere zu sehen. Als der Türhüter das merkt, lacht er und sagt: »Wenn es dich so lockt, versuche es doch, trotz meinem Verbot hineinzugehen. Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter. Von Saal zu Saal stehen aber Türhüter, einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr vertragen.« Solche Schwierig-

keiten hat der Mann vom Lande nicht erwartet, das Gesetz soll doch jedem und immer zugänglich sein, denkt er, aber als er jetzt den Türhüter in seinem Pelzmantel genauer ansieht, seine große Spitznase, den langen, dünnen, schwarzen, tartarischen Bart, entschließt er sich doch, lieber zu warten, bis er die Erlaubnis zum Eintritt bekommt.

Er wird also warten, wir wissen es, bis an sein Lebensende. Wie man weiß. Und bekommt kurz vor dem Ende eine jener Antworten, bei denen Heine zu Recht gefragt hätte: Ist das eine Antwort?

»Hier ist nie einer reingekommen, denn hier konnte niemand sonst Einlass erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.«

K. fragt empört aber letztlich bereits resigniert nach:

»Der Türhüter hat also den Mann getäuscht«, sagte K. sofort, von der Geschichte sehr stark angezogen. »Sei nicht übereilt«, sagte der Geistliche, »übernimm nicht die fremde Meinung ungeprüft. Ich habe dir die Geschichte im Wortlaut der Schrift erzählt. Von Täuschung steht darin nichts.« »Es ist aber klar«, sagte K. [...]. »Der Türhüter hat die erlösende Mitteilung erst dann gemacht, als sie dem Manne nicht mehr helfen konnte.«

Jetzt, gegen Ende des Romans, sind wir freilich nicht mehr so gutgläubig, zu erwarten, ein von Herzen kommendes, logisch klingendes Argument hätte in dieser besten aller möglichen Welten Aussicht, gehört zu werden. K. hat auch jetzt keine Chance; er ordnet sich willfährig unter:

»Du kennst die Geschichte genauer als ich und längere Zeit«, sagte K. Sie schwiegen ein Weilchen. Dann sagte K.: »Du glaubst also, der Mann wurde nicht getäuscht?« »Missverstehe mich nicht«, sagte der Geistliche, »ich zeige dir nur die Meinungen, die darüber bestehen. Du musst nicht zuviel auf Meinungen achten. Die Schrift ist unveränderlich, und die Meinungen sind oft nur ein Ausdruck der Verzweiflung darüber. In diesem Falle gibt es sogar eine Meinung, nach welcher gerade der Türhüter der Getäuschte ist.« »Das ist eine weitgehende Meinung«, sagte K. »Wie wird sie begründet?«

Weitreichende, tiefgreifende, rabulistisch-kabbalistische Erklärungen folgen, Bibliotheken jüdischer Mystik könnten nun von den Gelehrten gewälzt und zitiert werden. Und sie pflegen auch zitiert zu werden. Ich verzichte hier darauf. Ich verzichte darauf, mit Blick auf Gelehrte wie Sokel, Benjamin, Politzer, Schoeps, Goldstücker, Canetti, die vieles und Gutes hierüber gesagt haben. Vor allem aber, weil die Theologie hier nicht der richtige Ansprechpartner ist. **Literatur ist weder verschlüsselte Philosophie noch angewandte Theologie. Sie ist – Literatur.** Sie lehrt nicht. Sie verheißt nicht. Sie ist Beschreibung von Situationen. Stationen. Nichts mehr, nichts weniger.

»Die Lüge wird zur Weltordnung gemacht«, sagt K. trübselig. Abschließend. Dann leitet ihn der Kaplan aus dem Tempel. Dann kommen die Mörder. Pardon – die Vollzugsbeamten im Außendienst. Der Rest ist bekannt. K. wurde beseitigt. Man nahm ihm die Arbeit ab. Zum Schluss half er bei der eigenen Hinrichtung mit.

Ein wahrlich vernichtendes Ende der Geschichte aber nicht unserer Lektüre. Schließlich zwingt und keiner, ihn im Verhältnis 1:1 zu lesen und ihm »auf den Leim zu gehen«. Schließlich fordert der Text ,

fordern uns alle Texte Kafkas uns geradezu auf, an ihnen hängen zu bleiben und Fragen zu stellen .

Ich habe vorhin gesagt, Kafkas Texte würden sich für einen Moment »auskristallisieren« - um dann wieder zu zerfallen. Das stimmt nicht ganz, denn sie überlebten und standen wieder auf - in den Gehirnen seiner Leser. Und genau dort stehen sie täglich immer wieder von neuem auf. Wann nimmer einer / eine - angeregt durch die Partitur der Geschichten - störrisch nachhakt:

Warum halten die Leute sich eigentlich immer noch an starren Grenzen und fragmentarischen Mauern fest?

Warum werden Popanze der Macht nicht einfach ausgehebelt und vom Sockel gekippt?

Warum spielen sie, spielen wir , falsche Spiele, obwohl wir sie durchschauen, so lange mit?

Warum lassen wir uns von Bürokratiemonstern erschrecken, obwohl wir doch wissen, daß die meisten nur Papiertiger sind?

Warum verharren wir respektvoll vor ominösen »Wahrheiten«?

Warum wirken wir gelegentlich am eigenen Untergang eifrig mit?

Ganz offenbar, weil wir uns von den Ritualen und Kraftfeldern der Macht einlullen lassen. Weil wir auf suggestive Weise zum Mitschwingen gebracht werden – immer im gleichen Takt wie die Herrschaftsmaschinen die Kafka wieder und wieder akribisch schildert. Genau so, wie es gleich anklingen wird... Aber freilich gibt es dort - wie in den Texten Kafkas - auch eine strake Gegenstimme, die nicht im Begriffsgeratter und Wort- Gestöber untergeht, die sich widerständig auflädt und in unsere Sensorien einfließt. Und die sagt: Ich will hier raus!

Literatur und Musik sind ja keine tote Materie , sondern Kraftfelder, Resonanzräume, die uns im Innersten treffen und aktivieren - bevor wir stumm und dumm gemacht werden. Die Inquisitoren und Zensoren, die Kafka verboten haben , hatten ja Recht: Seine Texte bringen Sand in glatt funktionierende, kollektive Herrschaftsgetriebe. Aber zugleich - und das ahnten sie wohl - befeuern sie die individuellen Kräfte der Fantasie!